

TOM FINNEK

FINSTER BUSCH

Ein Münsterland-Krimi



Inhalt

Cover

Weitere Titel des Autors

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Prolog

Dienstag, 1. Oktober

Erster Tag

Samstag, 19. Oktober 1

2

3

4

Zweiter Tag

Sonntag, 20. Oktober 1

2

3

4

5

6

7

Dritter Tag

Montag, 21. Oktober 1

2

3

4

5

6
7
8
9

Vierter Tag

Dienstag, 22. Oktober 1

2
3
4
5
6
7
8
9
10
11

Fünfter Tag

Mittwoch, 23. Oktober 1

2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12

Sechster Tag

Donnerstag, 24. Oktober 1

2
3
4
5
6

7

8

9

10

11

12

Siebenter Tag

Freitag, 25. Oktober 1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

Epilog

Samstag, 26. Oktober 1

2

Weitere Titel des Autors

Galgenhügel

Totenbauer

Schuldacker

Rauchland

Totensang - Kurz-Krimi

Über dieses Buch

Auf der Beerdigung des jungen Oliver Herzog wendet sich die Mutter des Toten an Heinrich Tenbrink. Angeblich habe Oliver sich umgebracht, nachdem er seine Freundin Anna vom Dach einer alten Ziegelei gestoßen hat. Doch Olivers Mutter glaubt nicht an Selbstmord und bittet den pensionierten Kriminalrat um Hilfe. Eher widerwillig recherchiert Tenbrink im Umfeld der Ziegelei, die inzwischen von einer Künstlerkommune bewohnt wird, und stößt auf einen Jahre zurückliegenden mysteriösen Todesfall. Auch Tenbrinks ehemaliger Kollege und Oberkommissar Maik Bertram ermittelt in dem voller Widersprüche steckenden Fall - und hat es kurz darauf mit einer weiteren Leiche zu tun ...

Während Tenbrink gleichzeitig mit Liebeskummer zu kämpfen hat und Bertram sich Sorgen um die Gesundheit seiner kleinen Tochter macht, stoßen die beiden ungleichen Ermittler auf ein Gespinst von Lügen, Geheimnissen und Verbrechen.

Über den Autor

Tom Finnek wurde 1965 im Münsterland geboren und arbeitet als Filmjournalist, Drehbuchlektor und Schriftsteller. Er ist verheiratet, Vater von zwei Söhnen und lebt mit seiner Familie in Berlin.

Tom Finnek

Finsterbusch

Ein Münsterland-Krimi

Kriminalroman



Originalausgabe

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Dr. Arno Hoven

Lektorat/Projektmanagement: Stephan Trinius

Covergestaltung: Guter Punkt GmbH Co. KG unter Verwendung von Motiven
von © yanikap/shutterstock; Marc Venema/shutterstock; TY Lim/shutterstock;
S.N.Ph/shutterstock

eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpf (www.3wplusp.de)

ISBN 978-3-7517-0884-5

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

»Es ist bekanntlich ja unendlich trostloser,
für albern als für schlimm zu gelten.«

Annette von Droste-Hülshoff,
»Bei uns zu Lande auf dem Lande«

Prolog

Dienstag, 1. Oktober

Das war nicht seine Absicht gewesen! Ganz bestimmt nicht! Das hatte er nicht gewollt. Niemals! Er hatte sie doch geliebt, liebte sie immer noch, wie er noch nie zuvor jemanden geliebt hatte. Dass er sie angeschrien und zu Boden gestoßen hatte, war unentschuldig und nicht wieder gutzumachen. Egal, was sie ihm angetan hatte. Egal, wie sehr sie ihn mit ihren bösen Worten verletzt hatte. Sie hatte es ja nicht so gemeint, hatte ihm bloß wehtun wollen, um sich selbst wehzutun. Wie fremdgesteuert. Sie war nicht sie selbst gewesen. Nicht seine Anna. Das begriff er inzwischen, auch wenn es jetzt zu spät war. Er hatte viel zu heftig reagiert, war völlig ausgerastet und hatte die Kontrolle verloren. Hatte alles nur noch schlimmer gemacht, alles zerstört. Dabei gehörten sie doch zusammen. Anna und Oliver. Das A und O, wie sie manchmal gescherzt hatte. Jetzt war sie tot, und er trug die Schuld daran. Er hatte sie umgebracht. Er allein!

Als er Annas Körper auf dem lehmigen Boden gesehen hatte, seltsam verrenkt und im Dunkeln zwischen dem Gerümpel kaum auszumachen, da wäre er am liebsten ebenfalls gestorben. Auf der Stelle. Um wenigstens im Tod mit ihr vereint zu sein. Für immer, wie sie es sich versprochen hatten. Es wäre so einfach gewesen. Aber ihm hatte der Mut gefehlt – mal wieder. Stattdessen war er davongerannt, auf dem Trampelpfad durch den Finsterbusch: weg von der alten Ziegelei, weg von allem. Kopflös, hilflos. Er hätte die Polizei rufen müssen, den Notarzt, die Feuerwehr, irgendwen. Doch auch dazu hatte er nicht den Mut gehabt. Er war schon immer ein

verdammt Feigling gewesen. Sonst wäre es gar nicht so weit gekommen.

Erst als er wenig später in seiner Wohnung angekommen war, hatte er begriffen, was eigentlich geschehen war. Was er getan hatte. Und was nun zu tun war. Um nachzuholen, was er an der Ziegelei versäumt hatte.

Es war schließlich nicht das erste Mal. Er besaß eine gewisse Erfahrung darin. Erfahrung? Nein, er sollte ehrlich zu sich sein. Es war nur eine Erfahrung im Versagen. Doch diesmal würde er es zu Ende bringen und nicht so stümperhaft und halbherzig vorgehen. »Eher ein Hilferuf als ein ernsthafter Suizidversuch«, hatte der Arzt im Krankenhaus nach jenem dilettantischen Versuch gesagt. Seitdem waren einige Jahre vergangen, und er hatte viel recherchiert, sich schlau gemacht, einen Masterplan erstellt. Wie eine Anleitung zum Sterben. Für alle Fälle.

Nachdem er und Anna wieder ein Paar geworden waren, hatte er gedacht, dass er diesen Plan niemals benötigen würde. All die Angst und das Düstere und das Schwere, die er in den letzten Jahren empfunden hatte, waren von ihm abgefallen. Der Bann war gebrochen. Er hatte endlich angefangen, zu leben. Mit Anna! Doch jetzt war alles wieder da, schlimmer als jemals zuvor. Und es gab nur einen Weg, es zu beenden.

Es war eigentlich ganz einfach. Eine Badewanne mit warmem Wasser, einige Aspirin-tabletten zur Blutverdünnung, eine große Dosis Triazolam gegen die Angst und natürlich ein Cuttermesser, scharf wie ein Skalpell. Er hatte sogar daran gedacht, den Duschvorhang vorzuziehen, für den Fall, dass es zu sehr spritzte. Das tat es aber gar nicht, weil er die Wanne randvoll gefüllt und die Arme unter Wasser aufgeschlitzt hatte. Längs, nicht quer, er war ja nicht blöd. So lag er also in der Wanne und schaute dem Wasser dabei zu, wie es sich rot färbte.

Oliver hatte sich strikt an seinen Masterplan gehalten. Auch an die Terrassentür hatte er gedacht. Es war ja nicht nötig, dass man die Wohnungstür eintreten musste, um ihn zu finden. Alles nach Plan. Nur vorher an der Ziegelei nicht; da war die Sache aus den Fugen geraten. Er versuchte, nicht daran zu denken und nicht auf den pochenden Schmerz zu achten. Der war aber gar nicht so schlimm, wie er befürchtet hatte. Vermutlich wegen der Tabletten, die er geschluckt hatte. Das war auch der Grund, warum er alles so gedämpft und verschwommen wahrnahm. Wie durch einen Schleier.

Irgendwo läutete es, ganz leise und weit entfernt. Wahrscheinlich passierte das nur in seinem Kopf, als könnte er bereits die Totenglocken hören. Die Müdigkeit kam plötzlich und mit vorher nie gekannter Vehemenz. Alles erstarrte, erst wie in Zeitlupe, dann völliger Stillstand. Als schliefe er mit offenen Augen. Als hätte das alles gar nichts mit ihm zu tun. Er wollte sich zwingen, die Augen zu schließen, aber auch dazu war er zu müde. Sein Körper gehorchte ihm nicht mehr. Er starrte, ohne etwas zu erkennen.

Nur das Licht war jetzt anders. Irgendwie dunkler. Ja, da war ein Schatten. Auf dem Duschvorhang. Es sah beinahe so aus, als bewegte sich der Vorhang am Fußende der Wanne. Und der Schatten wurde zu einem Schemen. Wie in dem Märchen vom Gevatter Tod, das ihm sein Vater früher so oft vorgelesen hatte. »Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder ...« Mama hatte dann stets mit Papa geschimpft. So eine gruselige Geschichte sei doch nichts für kleine Kinder, da könne einem ja angst und bange werden. Sie hatte recht gehabt, ihm war angst und bange geworden. Doch damit war es nun vorbei. Keine Angst mehr. Ein für alle Mal. Endlich ...

Erster Tag

Samstag, 19. Oktober

1

Der Finstendorper Friedhof lag verschlafen und beinahe idyllisch am Rand des Dorfes, umgeben von abgeernteten Maisfeldern und immer noch grünen Wiesen. Der morgendliche Hochnebel hatte sich ein wenig gelichtet, und die Sonne stand als blasse Scheibe eine Handbreit über dem Horizont, konnte die Feuchtigkeit in der Luft aber nicht vertreiben. Herbstwetter eben.

Als er die Adresse »Am Sportplatz« auf dem Totenbrief gelesen hatte, waren Heinrich Tenbrink unwillkürlich schlimme Vorahnungen gekommen. Er hatte befürchtet, dass es sich um einen dieser neumodischen und seelenlosen Friedhöfe handelte, die allein nach Zweckdienlichkeit und praktischen Gesichtspunkten gestaltet waren - in Eile aus dem Boden gestampft, weil der alte Totenacker neben der Kirche von der zuständigen Behörde zum Bauland erklärt worden war. Neubaugebiete, so nannte Tenbrink in Gedanken diese meist baumlosen und mit hässlichen Betonskulpturen verunstalteten Friedhöfe, von denen er während seiner Zeit als Kriminalkommissar so viele zu Gesicht bekommen hatte.

Doch der Finstendorper Friedhof war alles andere als neu und auf eine angenehme Weise aus der Zeit gefallen. Riesige Buchen und Erlen beschatteten ein weitgehend naturbelassenes Areal, auf dem die Gräber nicht in Reih und Glied, sondern scheinbar ohne jede Ordnung verteilt waren. Als wäre der Friedhof Stück für Stück und je nach Bedarf mit dem angrenzenden Dorf gewachsen. Familiengräber und prunkvoll bebaute Gräfte befanden

sich neben schlichten Einzel- und unscheinbaren Urnengräbern, auch der Bewuchs mit Bäumen, Büschen und Hecken war erfreulich uneinheitlich. In der Mitte des Friedhofs stand eine kleine und altertümlich wirkende Friedhofskapelle, weiß verputzt, mit beinahe quadratischem Grundriss und großem Kruzifix über der Eingangstür. Ein dünnes Glockentürmchen ragte oben wie die Spitze einer Pickelhaube aus dem Satteldach.

»Zu unserem Herrn Jesus Christus beten wir voll Vertrauen für unseren Bruder Oliver.« Der Priester im schwarz-violetten Gewand machte mit dem Weihwassersprengel ein Kreuzzeichen in die Luft. »Erlöse ihn, o Herr!«

»Erlöse ihn, o Herr!«, antworteten die nicht sehr zahlreichen Trauergäste, die sich um das offene Grab versammelt hatten.

»Von aller Schuld!«, rief der Priester mit Nachdruck und schwang erneut das Aspergill, während gleichzeitig der Sarg ins Grab hinabgelassen wurde.

»Erlöse ihn, o Herr!«, wiederholte die Gemeinde.

Schuld und Vergebung schienen bei dieser Beerdigung die beherrschenden Themen zu sein; das war Tenbrink bereits beim Requiem in der Kirche aufgefallen. Den Psalm 103 hatte der Priester sicherlich nicht ohne Grund als Leitmotiv der Trauerfeier ausgesucht: »Er vergibt deine ganze Schuld, heilt alle deine Gebrechen.« Auch wenn der Geistliche dabei womöglich eher an *Verbrechen* gedacht hatte.

Gertrud Büning drückte Tenbrinks Hand, seufzte tief und lehnte sich gegen ihn, als müsste sie gestützt werden.

»Alles in Ordnung?«, fragte er leise und tätschelte die mit Altersflecken übersäte Hand seiner Schwippschwägerin. »Willst du dich lieber hinsetzen?« Sie hielten sich etwas abseits auf, und nicht weit von ihnen entfernt stand eine Parkbank vor einer Ligusterhecke.

»Geht schon«, flüsterte Gertrud und schüttelte ihre frisch gemachte graublaue Dauerwelle. »Ich bin so froh, dass du mitgekommen bist, Heinrich. Allein hätte ich das nicht geschafft.«

»Ist doch selbstverständlich«, antwortete er achselzuckend. »Dafür ist Familie doch da.« Obwohl Gertrud im Grunde genommen gar nicht mit ihm verwandt war. Ihr verstorbener Mann war der Halbbruder seiner verstorbenen Frau Karin gewesen. Zu viele Verstorbene, dachte er und lächelte Gertrud zu.

»Traurig, oder?«, sagte sie nachdenklich.

»Was meinst du?«

Gertrud deutete mit ihrem Gehstock auf die spärliche Trauerversammlung am Grab. »Ein Junge aus dem Dorf stirbt, und es kommen gerade mal ein Dutzend Leute zum Begräbnis. Kaum Nachbarn, nur wenige Verwandte. Nicht mal seine Mannschaftskollegen sind hier. Die haben drüben vermutlich gerade ein Fußballspiel.« Sie deutete mit dem Daumen über ihre Schulter in Richtung des Sportgeländes, das der Straße den Namen gegeben hatte. »Eine Schande ist das.«

»Samstagsmorgen ist eben eine ungewöhnliche Zeit für eine Beerdigung«, erwiderte Tenbrink und kam sich wie ein Heuchler vor. »Wusste gar nicht, dass Bestattungen samstags überhaupt erlaubt sind.«

»Das ist nicht der Grund«, zischte Gertrud so laut, dass einige der Trauergäste sich zu ihnen umwandten.

»Ich weiß.« Er nickte und räusperte sich. Ja, Tenbrink kannte den wahren Grund. Er hieß Anna Ostermann. Sie stammte, wie der heute beerdigte Oliver, aus Finstendorf und lag nur wenige Kilometer entfernt auf der Intensivstation des Altwicker Krankenhauses – mit schwersten inneren und äußeren Verletzungen. Seit Wochen war sie im Koma, wurde nur noch von Maschinen am Leben gehalten. Weil Oliver Herzog, Gertruds Großneffe, sie vom Dach eines Fabrikgebäudes gestoßen

hatte. Aus Liebeskummer, wie es hieß. Dass er anschließend Selbstmord begangen hatte und dadurch der irdischen Strafe entgangen war, kam noch erschwerend hinzu. Kein Wunder, dass die Begräbnisfeier so schlecht besucht war. Trauer um den Täter hätte womöglich als Missachtung oder gar Verhöhnung des Opfers gedeutet werden können. Auf so was wurde in kleinen Dörfern streng geachtet.

»Von der Erde bist du genommen, und zur Erde kehrst du zurück!« Der Priester warf mit einer kleinen Schaufel etwas Erdreich ins Grab. Dumpfe Aufprallgeräusche waren zu vernehmen, als die Brocken auf den Sarg fielen. »Der Herr wird dich auferwecken.«

Während der Pastor die Arme ausbreitete und ein Vaterunser anstimmte, fiel Tenbrinks Blick auf den marmornen Grabstein in der Ecke des Familiengrabs. »Leander Herzog«, stand in großen Messinglettern darauf. Olivers Vater, der vor drei Jahren gestorben war. »Im See ertrunken«, wie Gertrud ihm auf dem Weg hierher erzählt hatte. »Die arme Claudia. Erst der Mann und jetzt der älteste Sohn. Beide auf so fürchterliche Weise gestorben. Beide im Wasser.«

Claudia Herzog, Gertruds Nichte, stand neben einem schlaksigen und etwas unbeholfen wirkenden Jugendlichen am Fußende des Grabes und warf nun ebenfalls etwas Erde in die Grube. Ihr Gesicht war durch einen dichten schwarzen Schleier verhüllt, aber an der gebückten Haltung und dem Zucken ihres Körpers konnte Tenbrink erkennen, dass sie von Weinkrämpfen geschüttelt wurde. Der Jugendliche, vermutlich Olivers jüngerer Bruder Tim, hatte sichtlich Mühe, seine Mutter zu stützen und davor zu bewahren, in die Grube zu stürzen. Erst als ein bulliger Mann mit Glatze neben sie trat, seinen Arm um ihre Schultern legte und leise auf sie einredete, schien sie sich ein wenig zu beruhigen. Das heftige Zucken ließ nach, nur

die gebückte Haltung blieb. Als würde sie von einer unsichtbaren Macht zu Boden gezogen.

»Herr, gib Oliver und allen Verstorbenen die ewige Ruhe!«, rief der Priester, der sich zur Trauergemeinde umgewandt hatte.

»Und das ewige Licht leuchte ihnen«, antwortete Tenbrink automatisch, machte ein Kreuzzeichen und hakte sich bei Gertrud unter.

»Lass sie ruhen in Frieden!«

»Amen.«

Ein langer Moment der Stille folgte, bevor die Anwesenden sich allmählich gruppierten und eine kleine Schlange vor dem Grab bildeten, um sich von dem Verstorbenen zu verabschieden und den Angehörigen ihr Beileid auszudrücken.

»Blume oder Erde?«, fragte Gertrud, während sie sich am Ende der Schlange anstellten.

»Wie bitte?«

»Wirfst du eine Blume oder Erde ins Grab?«

»Erde natürlich«, antwortete Tenbrink verwundert.

»Wieso sollte ich eine Blume ins Grab werfen?«

»Wird doch heutzutage so gemacht.« Gertrud ging in kleinen Trippelschritten vorwärts und seufzte tief. »Oder machen das nur die Frauen? Ist ja auch egal. Er war's übrigens nicht.«

»Wer war was nicht?«, fragte Tenbrink verwirrt.

»Oliver.« Sie wies mit dem Stock zum Grab. »Er hat das Mädchen nicht vom Dach gestoßen.«

»Wer sagt das?«

»Ich sag das. Und Claudia auch.« Um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, hob sie wie drohend den Gehstock. »Oliver war ein ganz lieber und sensibler Junge. Nicht so ein Rabauke wie andere in dem Alter. Der hätte so was niemals getan. Nie im Leben. Kannst du mir ruhig glauben.«

Tenbrink wusste es aus Erfahrung besser, beließ es aber bei einem leisen Brummen und einem Augenrollen.

»Brauchst gar nicht so zu gucken, Heinrich!«, empörte sich Gertrud und klopfte mit dem Knauf ihres Gehstocks gegen seine Brust. »Er war's nicht!«

»Wenn du meinst«, erwiderte Tenbrink achselzuckend. »Wir sind an der Reihe.«

Gertrud trat schwerfällig an das Grab heran, nahm eine weiße Rose aus einem bereitstehenden Blumenkorb, warf sie auf den Sarg und machte ein Kreuzzeichen. Dann wandte sie sich zur Mutter des Verstorbenen um, die immer noch in gebückter Haltung am Grab ausharrte, nahm sie etwas umständlich in den Arm und murmelte: »Mein herzliches Beileid, Claudia. Es tut mir so leid für euch.«

»Danke, Tante Gertrud«, antwortete Claudia Herzog mit brüchiger Stimme. »Schön, dass du kommen konntest.«

»Heinrich hat mich aus dem Heim abgeholt«, brummte Gertrud und schaute sich zu Tenbrink um. »Ich hab dir doch von ihm erzählt.«

»Danke«, sagte Claudia Herzog in Tenbrinks Richtung. »Das war sehr nett.«

Bevor er darauf reagieren konnte, tröstete Gertrud die trauernde Mutter mit den Worten: »Mach dir keine Sorgen, Claudia!« Sie deutete mit dem Stock auf Tenbrink. »Heinrich kümmert sich um die Sache.«

2

Das Clubheim des »FC Finstendorf 1920 e. V.« war ein äußerst unpassender und unwürdiger Ort für einen Leichenschmaus, fand Tenbrink. Zwar befand sich das Vereinslokal gleich neben dem Sportplatz und somit direkt gegenüber vom Friedhof, doch die Gaststätte erinnerte eher an einen lieblos eingerichteten Imbiss mit Bierausschank und Außer-Haus-Verkauf für Eis, Pommes und Bockwurst. Keine angemessene Umgebung für ein Trauermahl!

Angeblich hatte Claudia Herzog diesen Ort wegen der Nähe zum Friedhof ausgewählt, doch von Gertrud hatte Tenbrink erfahren, dass keiner der beiden Gasthöfe im Dorf den Leichenschmaus bei sich hatte ausrichten wollen. Der eine befand sich in direkter Nachbarschaft des Hauses Ostermann, der andere gehörte einem entfernten Verwandten der Familie. Das Clubheim hatte Claudia Herzogs Wunsch nicht abschlagen können, weil Oliver Vereinsmitglied und Torwart der zweiten Fußballmannschaft gewesen war. Der bullige Glatzkopf, der die Mutter am Grab gestützt hatte, war Olivers Trainer gewesen.

Ein langer Tisch an der Seite des Schankraums, direkt vor einer Vitrine mit Pokalen und Medaillen, war für vierzehn Personen gedeckt, doch lediglich neun Trauergäste hatten den Weg ins Clubheim gefunden. Es gab Kaffee und Tee aus Thermoskannen und belegte halbe Brötchen. Käse, Schinken und Salami, jeweils mit einem sauren Gürkchen und etwas Petersilie belegt. Wenigstens eine Tischdecke hätte man auflegen können, fand Tenbrink und musste daran denken, dass man die Beerdigung eines

Selbstmörders früher auch »Eselsbegräbnis« genannt hatte. »Er soll wie ein Esel verscharrt werden, geschleift und hinausgeworfen vor die Tore Jerusalems«, hieß es in der Bibel. Altes Testament. Jeremias, wenn Tenbrink sich nicht irrte. Aber bei der Bibel irrte er sich selten.

Der Pfarrer war übrigens der Erste, der sich nach einem eher pflichtschuldigen Schluck Kaffee entschuldigte und den Leichenschmaus wegen dringender seelsorgerischer Termine verließ. Eine ältere Frau und der bullige Fußballtrainer nahmen die Gelegenheit beim Schopf und verabschiedeten sich ebenfalls.

»Nochmals mein Beileid, Claudia«, sagte die Frau und schnäuzte sich in ein Taschentuch. »Kopf hoch!«

»Ich muss rüber zu den Jungs«, meinte der Trainer und deutete durchs Fenster zum Sportplatz, auf dem sich gerade zwei Mannschaften aufwärmten. »Unsere A-Jugend spielt gleich gegen Fortuna Westerwick.«

»Danke, dass ihr da wart«, entgegnete Claudia Herzog, die am Kopfende des Tisches saß, inzwischen ihren Hut samt Schleier abgenommen hatte und ein verweintes und um die Nase herum rot angelaufenes Gesicht präsentierte. Sie sah alt und erschöpft aus, obwohl sie, wie Tenbrink von Gertrud wusste, gerade mal Mitte vierzig war.

»Nehmt wenigstens ein paar Brötchen mit!«, rief sie den beiden nach, als diese das Clubheim bereits verlassen hatten. Leise setzte sie hinzu: »Was soll ich denn damit machen, wenn keiner was isst? Ist alles bezahlt.«

Außer Tenbrink und Gertrud waren nur noch zwei Gäste anwesend: eine etwa fünfzigjährige, hagere Frau, die keinen Ton sagte und immer nur mit dem Kopf schüttelte, und ein Verwandter der Herzogs aus Münster. Ein Cousin des verstorbenen Vaters, wenn Tenbrink es richtig verstanden hatte.

»Und?«, wollte Gertrud wissen. Sie saß direkt neben Claudia Herzog und beugte sich seitlich zu Tenbrink hinüber. »Was sagst du dazu?«

»Du hast recht«, antwortete er. »Es ist traurig. Ich habe selten eine trostlosere Trauergesellschaft erlebt.«

»Ich meine die Sache mit Oliver und Anna.«

»Ach so.« Er putzte seine Brille, die in dem etwas klammen Raum zum wiederholten Mal beschlagen war, und setzte sie wieder auf seine Nase. »Hm.«

»Kümmerst du dich darum?«

»Das ist eine Angelegenheit der Polizei, und ich bin im Ruhestand, wie du weißt.« Tenbrink goss noch etwas Milch in den viel zu starken und etwas bitter schmeckenden Kaffee, nippte daran und verzog das Gesicht. Auch nicht besser!

»Ruhestand!«, knurrte Gertrud. »Mumpitz!«

»Die Ermittlungen sind wahrscheinlich noch nicht abgeschlossen«, erwiderte Tenbrink. »Meine ehemaligen Kollegen wissen genau, was zu tun ist und wie sie es zu tun haben. Der Fall ist bei ihnen in guten Händen.«

»Deine Kollegen halten Oliver offenbar für den Täter.«

»Vielleicht aus guten Gründen«, antwortete Tenbrink möglichst leise und schaute vorsichtig zu dem jungen Tim Herzog, der ihm direkt gegenüber saß und neugierig herüberschaute. »Es mag ja sein, dass Oliver ein lieber Junge war, aber das beweist leider nicht seine Unschuld.«

»Er hat Anna angehimmelt«, sagte Claudia Herzog und richtete sich plötzlich auf. Offenbar hatte Tenbrink nicht leise genug gesprochen. »Die beiden waren schon in der Schule ein Paar und haben sich geliebt. Oliver war ganz vernarrt in Anna und wollte ihr einen Heiratsantrag machen. Das hat er mir selbst gesagt. Ist noch gar nicht lange her.«

Auch das war kein Beweis für seine Unschuld. Eher im Gegenteil. Tenbrink wusste nur zu gut, dass ein Großteil der Gewaltdelikte Beziehungstaten waren. Und Liebe war nicht selten das Tatmotiv. Vor allem, wenn sie verschmäht wurde oder abhandenkam. Das dachte er, sagte es aber

nicht. Stattdessen beließ er es bei einer Floskel: »Die Polizei wird die Wahrheit schon herausfinden.«

»Dieser Kommissar Bremer ist ein Dummkopf!«, rief Tim Herzog aufgebracht, wischte sich eine strähnige Haartolle aus dem Gesicht und funkelte Tenbrink wütend an. »Der hat doch keine Ahnung.«

»Tim!«, ermahnte ihn seine Mutter. »Benimm dich!«

»Ist doch wahr«, murrte der Junge, dessen Alter Tenbrink auf sechzehn schätzte. »Der Typ hat behauptet, Oliver wär ein Psycho gewesen und hätte Anna belästigt. Wie so 'n verdammter Stalker.«

»Das hat er *nicht* behauptet«, korrigierte ihn Claudia Herzog. »Jedenfalls nicht direkt. Und nicht mit diesen Worten.«

»Hauptkommissar Bremer ist ein sehr erfahrener Polizist«, sagte Tenbrink ausweichend und schaute auf das allzu weiche Käsebrötchen, das er vor seinem Mund in der Schwebe hielt. »Ein sorgfältiger und gewissenhafter Ermittler.« Keine direkte Lüge, aber im Grunde war er Tims Meinung: Bremer *war* ein Dummkopf. Doch das behielt er natürlich für sich.

»Was ist denn mit deinem Mitbewohner?«, fragte Gertrud und stieß Tenbrink von der Seite an. »Der hübsche Kerl aus dem Osten. Wie heißt der noch mal?«

»Maik?« Tenbrink biss in sein Brötchen. Es schmeckte nach nichts. »Was soll mit ihm sein?«

»Hast du nicht gesagt, dass er nach seiner Elternzeit wieder arbeitet?«

»Ja, aber nur in Teilzeit und erst seit dieser Woche. Mit dem Fall hat er vermutlich nichts zu tun.«

»Könntest du ihn nicht ...?«

»Nein, das kann ich nicht!«, unterbrach Tenbrink sie barsch und warf das pappige Brötchen auf den Teller. Die hagere Frau neben ihm schaute überrascht auf und unterbrach ihr Kopfschütteln. Und der Cousin aus Münster verschluckte sich an seinem Kaffee.

»'tschuldigung«, murmelte Tenbrink. »Tut mir leid.«

»Warum denn nicht?«, beharrte Gertrud und legte ihre Hände auf den Tisch. »Ist doch nichts dabei. Schließlich wohnt ihr in einem Haus. Da könntest du doch einfach mal ...«

»Lass gut sein, Tante Gertrud!«, sagte Claudia Herzog, senkte den Blick und legte ihre Hand auf Gertruds Unterarm. »Ist nicht so wichtig. Wir beide wissen, dass Oliver unschuldig ist. Und der Herrgott im Himmel weiß erst recht, dass Oliver das nicht getan hat. Ob die Polizei das auch wissen will, spielt keine Rolle mehr. Jetzt, wo Oliver tot ist, spielt nichts mehr eine Rolle.«

»Sag so was nicht, Claudia!« Gertrud schaute Tenbrink vorwurfsvoll an und schüttelte den Kopf. »Was wahr ist, muss wahr bleiben. Das gilt auch für die Polizei.«

Tenbrink senkte den Blick. Er hatte nichts Falsches gesagt oder getan, und dennoch fühlte er sich schäbig. Als hätte er den Verstorbenen und dessen Familie mit Dreck oder Unrat beworfen. »*Er soll wie ein Esel verscharrt werden.*«

Er seufzte, hob langsam den Kopf und sagte: »Ich kann mich ja mal bei Maik nach dem Stand der Ermittlungen erkundigen. Ganz unverbindlich, versteht sich.«

»Sicher, natürlich, ganz unverbindlich«, sagte Gertrud erfreut und tätschelte seine Hand.

»Das heißt aber nicht, dass ich für dich Miss Marple spielen werde.«

»Nein, keine Miss Marple. Das säh auch ein bisschen komisch aus, wenn du dich als Frau verkleiden würdest.«

»Ich meine es ernst, Gertrud!«

»Weiß ich doch«, erwiderte sie aufgeregt und wandte sich zu Claudia Herzog um. »Hab ich's nicht gesagt, Claudia? Heinrich kümmert sich darum.«

3

Hätte ihm jemand vor einem Jahr gesagt, dass er an diesem nasskalten Samstagnachmittag mit seiner kleinen Tochter im Kinderwagen und einem lockigen Pudel an der Leine durch den historischen Ortskern von Schöppingen flanieren würde, so hätte er ihn vermutlich ausgelacht und für verrückt erklärt. Während Maik Bertram zum wiederholten Mal das Alte Rathaus mit seinen auffälligen rot-weißen Fensterläden umrundete, konnte er kaum fassen, was in diesem einen Jahr alles passiert und auf ihn eingestürmt war.

Vor etwas mehr als neun Monaten hatte Ella das Licht der Welt erblickt, nur wenig später war Martina Derksen, ihre Mutter, an den Folgen einer Fruchtwasserembolie gestorben, und Bertram, der von Martina eigentlich nur als ahnungsloser Samenspender, nicht aber als sozialer Vater vorgesehen war, hatte kurz darauf beim Amtsgericht in Münster die Vaterschaftsfeststellung beantragt. An das anschließende juristische und bürokratische Hickhack dachte Bertram nicht ohne Schaudern zurück. Erst die Vaterschaftsanerkennung beim Standesamt, dann die Auseinandersetzungen mit dem Jugendamt wegen des sogenannten Abstammungsgutachtens und des vorläufigen Sorgerechts, und schließlich das Eilverfahren beim Familiengericht, das zur endgültigen Feststellung der Vaterschaft führte, mit allen rechtlichen Konsequenzen.

Seit ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus vor nicht ganz acht Monaten lebte Ella nun bei ihm, anfangs nur vorläufig und unter Beistandschaft des Jugendamtes, später dann mit alleinigem Sorgerecht, wenn auch weiterhin unterstützend bis misstrauisch vom Jugendamt begleitet.

Kein Ereignis hatte sein Leben bislang derart auf den Kopf gestellt wie die Ankunft des Kindes. Nicht einmal sein nicht ganz freiwilliger Umzug von Magdeburg ins Münsterland vor mittlerweile vier Jahren hatte ihn so aus dem Konzept gebracht. Es war, als hätte jemand einen Schalter umgelegt und sich plötzlich eine völlig neue Perspektive aufgetan. Nicht nur, weil er beruflich eine Pause nahm und in Elternzeit ging oder Tenbrinks Haus plötzlich zum Zentrum seines schrumpfenden Universums wurde. Bisher Verlässliches oder Selbstverständliches verlor seine Gültigkeit, Unvorstellbares wurde zum Normalfall, Prioritäten verschoben sich, ungeahnte Herausforderungen türmten sich vor ihm auf – und all das mit einer Radikalität und Plötzlichkeit, dass Bertram ganz mulmig wurde und er mehr als nur einmal seinen Entschluss infrage stellte. Und manchmal auch bereute. Weil ihm alles zu viel und zu anstrengend wurde.

Zwar hatte Hannah Nachtweih, Martinas ältere Schwester und Ellas Tante, vollmundig versprochen, ihm jede denkbare Unterstützung zukommen zu lassen, aber sie und ihr Mann Jörg wohnten in Bonn und hatten sich in den letzten Monaten nur sporadisch blicken lassen und lediglich dann und wann anrufen. Telefonate waren allerdings nur bedingt hilfreich, wenn ihm alles über den Kopf wuchs. Zum Glück war in diesen Momenten Heinrich Tenbrink zur Stelle und sorgte auf seine knurrige und unaufgeregte Art dafür, dass die Dinge nicht ausufernten, dass das Neue und Unbekannte seinen anfänglichen Schrecken verlor. Bis neuer Schrecken drohte.

»Wer keine Fehler macht, ist bereits tot«, lautete Tenbrinks Credo. »Eltern sind schließlich dazu da, Fehler zu machen. Sonst haben die Kinder später keinen Grund, sich bei ihnen zu beschweren.« Doch Bertram hasste Fehler, vor allem wenn sie *ihm* unterliefen, und er war sich nicht sicher, ob er die Vaterschaftsfeststellung und das

Sorgerecht beantragt hätte, wenn ihm klar gewesen wäre, was auf ihn zukommen würde.

Auf der anderen Seite war Ella das Beste und Schönste, das ihm bislang in den vierzig Jahren seines Lebens widerfahren war. Vielleicht gerade, weil der Start so schwierig und kompliziert gewesen war, so traurig und ungewiss. Manchmal ertappte er sich dabei, wie er am Bettchen seiner Tochter stand und ihr beim Schlafen zusah, beinahe zu Tränen gerührt und regelrecht überschwemmt von Glückshormonen. Dopamin, Serotonin und Konsorten. Dann vergaß er all die Ängste, die Schlaflosigkeit, die körperliche Anstrengung und die mentale Überforderung.

Vor allem die Sorgen um Ellas körperliche und geistige Gesundheit machten Bertram mehr zu schaffen, als er sich und anderen eingestehen wollte. Noch immer war nicht völlig auszuschließen, dass die Fruchtwasserembolie samt der verminderten Sauerstoffversorgung zu neurologischen Folgeerscheinungen führen würde. Zwar waren bei den bisherigen Vorsorgeuntersuchungen keine besorgniserregenden Auffälligkeiten festgestellt worden, und Ella entwickelte sich physiologisch, motorisch und geistig ihrem Alter entsprechend. Sie begann zu krabbeln, war imstande, sich herumzurollen und für kurze Zeit zu sitzen, und ertastete alles mit ihren Händen. Andere Kinder waren in dem Alter womöglich weiter, aber das hatte nichts zu sagen. Alles im grünen Bereich, wie der Kinderarzt sagte. Vorsichtshalber sollte allerdings die nächste Untersuchung, die U6, bei der speziell auf Entwicklungsstörungen geachtet wurde, etwas früher erfolgen. Am kommenden Dienstag hatte Ella den Termin. Aber Bertram solle sich keine Sorgen machen, hatte der Arzt gemeint, noch sei alles normal. Jedes Kind entwickle sich eben anders.

Nur mit dem Artikulieren von Lauten schien Ella dauerhaft auf Kriegsfuß zu stehen. Sie gab mit ihrem Mund kaum etwas von sich, weder ein Brabbeln noch Silben-

Gestammel, noch sonstige Töne. Sah man einmal von seltsamen Pupsgeräuschen ab, die sie mit den Lippen machte. Und natürlich von dem wütenden Schreien, wenn sie Hunger hatte oder die Windel voll war. Tenbrink hatte eine ganz eigene Erklärung für ihre stimmliche Enthaltensamkeit: »Ella ist eben eine Münsterländerin und schweigt lieber stille. Wenn sie was zu sagen hat, wird sie sich schon melden.«

Ella, bitte melden!, dachte Bertram schmunzelnd.

Als hätte sie seine Gedanken gelesen, fing die Kleine in diesem Moment an, lauthals zu schreien und mit den Händen zu fuchteln. »Was ist denn, mein Schatz?«, säuselte er. Als er sich über sie beugte, konnte er den Grund ihres Missmutes bereits riechen.

Der Pudel schien nur auf die Gelegenheit gewartet zu haben, hockte sich genau in diesem Moment vor die Tür des alten Renaissance-Rathauses und verrichtete sein Geschäft.

»Locke, nicht da hin!«, rief Bertram und zerrte an der Leine, aber es war bereits zu spät. Zu allem Überfluss klingelte nun auch noch sein Handy: »*Exit light, enter night!*« Er wickelte die Hundeleine um den Griff des Kinderwagens, zog das Smartphone aus der Hosentasche und schaute aufs Display: Heide Feldkamp.

»Verdammt!«, zischte er. Die Verabredung mit ihr hatte er völlig vergessen. Auch die Geschichte mit Heide war etwas, das er vor einem Jahr niemals vorausgeahnt hätte.

»Hallo, Heide«, meldete er sich und kramte gleichzeitig mit der linken Hand in der Jackentasche nach den Kotbeuteln. »Ist gerade ein schlechter Moment.«

»Wo steckst du?«

»Bin mit Ella und Locke unterwegs, und wie üblich haben sich die beiden zum Synchron-Kacken verabredet. Wo bist du?«

»In deiner Wohnung. Heinrich kam gerade nach Hause und hat mich reingelassen. Ich hab Apfelkuchen